

für die Gesellschaft, für die Welt hätten. Ist es doch ohne Zweifel so, daß heute wie nie zuvor die Existenz des Überlebens der Menschheit auf dem Spiel steht. Dabei beziehe ich mich nicht nur auf die Gefahren des Wettrüstens, sondern auch auf die furchtbare Tatsache, daß fünfzig Millionen Menschen pro Jahr verhungern und ungleich mehr noch an medizinisch längst besiegten Krankheiten leiden, unmenschlichen Arbeitsbedingungen ausgesetzt sind, immer mehr die Folgen der Umweltzerstörung zu spüren haben.

Die wichtigste Christenpflicht wäre es daher, diesen Entwicklungen mit allen Kräften entgegenzuwirken.

Wie dies geschehen soll, ist nicht Thema eines christlichen Patentrezeptes. Das Evangelium bietet kein Parteiprogramm, wohl aber eine politische Perspektive (Fragoso): Das Eintreten für die Armen, Benachteiligten, Zukurzgekommenen. Der Christ unserer Zeit befände sich damit in der guten Tradition der jüdischen Propheten und ihrer Sozialkritik, des Urchristentums, vieler Kirchenväter, Thomas Münzers, Wilhelm Hohoffs, der religiösen Sozialisten. Er wäre getragen von dem Anliegen, das die Theologie der Befreiung seit knapp 20 Jahren in eindrucksvoller Weise formuliert.

Christsein erschöpft sich dabei keineswegs im Diesseits. Gerade im Engagement für die Benachteiligten erfährt der Christ die Einheit von Glaube und Leben, erfährt im Zeichen des Kreuzes, daß sein Tun auch dann sinnvoll ist, wenn man scheitert. Einsatz für das kollektive Überleben der Menschheit in Würde ist — wo immer man ansetzt — Streben nach dem stets im Kommen befindlichen Reich Gottes, ist Praktisch-Werden des Grundsatzes, daß man nicht Gott lieben kann, wenn man die Armen nicht liebt. Lieben aber kann man nur praktisch.

Christliche Weltverantwortung darf man nicht den Priestern und Bischöfen überlassen — auch wenn etwa jene der USA in ihrer Haltung zur Abrüstung und die Betriebsseelsorge in Österreich Zeichen der Hoffnung sind. Christliche Weltverantwortung liegt bei jedem. Kirche ist die Ge-

meinschaft der Glaubenden, das Volk Gottes. Insofern hat jeder seine Verantwortung für die Kirche, dafür, daß Glaube nicht individualistisch verkürzt, Hoffnung nicht verträöstend mißbraucht, Liebe nicht zur Phrase wird.

Glaube also ist immer politisch, weil Christentum etwas mit den konkreten Menschen zu tun hat. Man kann den politischen Gehalt verleugnen, stabilisiert damit Vorhandenes — und ist damit höchst politisch. Politik ist aber nicht unbedingt gleich Parteipolitik. Es geht dem Christentum nicht (mehr) um eine bestimmte politische Partei und deren Wohlergehen, es geht um gesellschaftliche Grundbedingungen humaner Existenz.

Peter Trummer

Zu den Fragen 1, 5, 7, 10, 12

Zu 1: Noch vor jedem bewußten Inhalt wird die natürliche Fähigkeit zum Glauben mehr „rezipiert“ als erworben. Ausschlaggebend sind hier die ersten, Menschsein überhaupt erst ermöglichenden Erfahrungen von Gemeinschaft, Annahme, Geborgenheit und gleichzeitig die Gewährung von Selbststand, Freiheit, Beziehungsfähigkeit. Mangelnde frühkindliche Erfahrungen sind später nur sehr mühsam und oft nur eingeschränkt nachzuholen. Und doch bestimmen gerade diese Erlebnisse bzw. deren Mangel die jeweiligen Möglichkeiten von Vertrauen, Glauben, Beständigkeit und Wagnis und formen — mehr als wir zunächst annehmen möchten — auch die Inhalte des Glaubens, deren strukturelle Anordnung und Verhältnis untereinander und auch die jeweiligen Schwerpunkte des Glaubensverständnisses.

Diese hermeneutischen Grundbedingungen anzuerkennen schafft einige Erleichterung: Natürlich-religiöses Verständnis wird grundgelegt und ermöglicht noch vor jeder weiteren Klassifizierung wie z. B. orthodox — häretisch, konservativ — progressiv und den daraus sich ergebenden Feindbildern oder rigider Missionierungssucht; die je eigene Existenz wird zum entschei-

denden Ort des Verstehens noch vor jedem scheinbar rein „Objektiven“.

Konkret: Gott als absolut einzigartig (monotheistisch) — auch im Christentum! — zu bekennen und zugleich als beziehungs-fähig annehmen zu können in einer Weise, welche die menschliche Seite dieser Beziehung nicht überfordert, weil sich selbst tragende gemeinschaftliche Liebe in ihm selbst ist, ohne Solipsismus („dreifaltig“) — das nicht nur theoretisch behaupten zu sollen, sondern darauf vertrauen zu können, dazu bedarf es entsprechender („analoger“) persönlicher, personaler Erfahrungen von Individualität und Beziehungen.

Zu 5: Der Teufel ist für mich kein Gegenstand des Glaubensbekenntnisses und darf es auch gar nicht sein. Sich allerdings der Wirklichkeit des Bösen gegenüber in der Wahrnehmung zu verschließen zeugt von mangelndem Realitätssinn. Doch ein theologischer Dualismus ist ein grobes, ungemein folgenschweres Mißverständnis: Er verweigert Gott die Ehre und uns die Erkenntnis unseres Menschseins und der Erlösung. Die ganze Wirklichkeit muß zu Gott in Beziehung gesehen werden, auch die böse. Das schafft zwar für das theologische Denken einige schwer verkraftbare Spannungen, aber: dunkle Seiten in Gott sind noch immer besser als ein dunkler Gegenpol. Ich glaube aber, daß Gott selbst hier auch Licht ins Dunkel bringt. Wo die Fragen an ihn am vorwurfsvollsten werden (Theodizee), dort gibt es auch Gesten der Liebe, von Mitleid und Erbarmen mit unserem Leid, nicht nur gedacht, sondern leibhaftig (inkarnatorisch) und bleibend. Neben allen unlösbaren Konflikten und Ängsten deutet sich in Gottes Sympathie mit uns auch immer wieder Hoffnung an, auf Gemeinschaft, Ganzheit und Heil, untereinander, mit ihm.

Zu 7: So etwas kann ich mir allerdings nicht nur sagen lassen oder selber einreden, das muß ich auch erahnen und spüren können. In diesem Bereich sehe ich eine wesensmäßige Chance und Funktion des symbolischen Ausdrucks dieses gemeinten Heiles in den Sakramenten, die ich jedoch weniger als die noch zu sehr prak-

tizierte Belohnung für die „Braven“ verstehen möchte, sondern als Zeichen des Heiles in einer unheilen Welt.

Zu 10: Ich halte Glauben für eine durch und durch geschichtliche Größe. Der Glaube ist auf Geschichte bezogen, weil nicht jede Generation erst von vorn anfängt, sondern ebenso von den Erfahrungen der Früheren lebt. Doch können sich Glaubensbekenntnis und -erkenntnis zwar in Sätzen artikulieren, entscheidend ist und bleibt der Versuch, die eigenen Verstehensmöglichkeiten entsprechend zu realisieren. Das bedeutet bei personaler und inhaltlicher Identität noch immer vielfältige Veränderung und Entwicklung. Was auch im Hinblick auf die Ethik gilt! Sie kann sich nicht nur nach vermeintlich ontologischen Denkmustern orientieren, sondern muß auch nach dem Ziel fragen — was um nichts leichter ist als die Frage nach der Meta-physik —, aber vom sorgfältig bedachten Ziel her schaut doch wieder einiges anders aus.

Zu 12: Auf die Situation der Kirche insgesamt bezogen heißt das für mich: Sie muß ihren Weg des Glaubens zwischen normativer Vergangenheit und erhoffter Zukunft gehen. Mehr denn jemals in der Geschichte kann sie das ihr aufgetragene Heil nur als das Heil der *ganzen* Welt im Blick haben. Dieses Heil gibt es heute und in Zukunft innerweltlich nur für alle oder keinen. So gesehen scheint mir eine echte Konversion des Glaubens auf Zukunft hin dringlich notwendig. Meist aber gehen wir diesen Weg mehr notgedrungen als im Vertrauen, fast nur im „Retourgang“, weil wir meinen, uns als ängstliche Bewahrer verhalten zu müssen. Unser Meister allerdings hat das Umschauen ja nicht gerade geschätzt, wenn die Hand einmal an den Pflug gelegt ist ...

Rose-Marie Umbricht-Maurer

Zur Frage 11

Ein nüchterner Blick auf unsere alltägliche Wirklichkeit zeigt rasch, daß die christlichen Kirchen kaum je mitsprechen kön-